Obwalden und Bruder Klaus im Werke Heinrich Federers

Autor(en): **J.v.M.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **109 (1968)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1033606

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Obwalden und Bruder Klaus im Werke Heinrich Federers

Heinrich Federer (1866—1928) verlebte 18 Jahre in Obwalden (1869—1887). Während sieben Jahren (1880—1887) besuchte er das Kollegium in Sarnen. Dann führte ihn das Philosophie- und Theologiestudium in die Fremde. Nach der Primiz (1893) nahm er für immer Abschied. Neue Welten, neue Erlebnisse verdrängten die alten. Doch je älter er wurde, desto gebietender traten die Erlebnismächte der Jugend wieder in die Erinnerung. 1926 schrieb Heinrich Federer an eine befreundete Person: *«Mir ist Obwalden trotz 30jähriger Abwesenheit ein unvergeßliches Land».* Er schrieb damals an seinem Erinnerungsbuch «Am Fenster», an dessen Spitze die Widmung steht: *«Diese geräuschlosen, aber ehrlich und herzlich gemeinten Kapitel sind dir, du warme Erde meiner Jugend, liebes Voralpenland Obwalden geweiht.»* Schon 1916, als das «Mätteliseppi» entstand, mit dem er seine Jugenderinnerungen literarisch zu gestalten begann, schrieb er: *«Oft wenn ich in einer schlaflosen Nacht im Schreibzimmerchen sitze, die Fenster offen, die Stadt ringsum im Schlummer, und höre unten am See den Schnellzug den Bergen zurollen, dann ist mir, als fahre ich plötzlich mit, weg aus aller Gegenwart ins Jugendland hinein. — Kindheit in einer lustigen, geist- und gemütvollen Stadt, hübsch! Aber Kindheit in einem solchen von Flur und Wald und Berg und gewaltiger Tradition umschlossenen Dorfkönigreich, das immer von Nußbaum und fettem Käse und Hirtenglorie duftet, ah, das ist tausendmal besser.»*

Heinrich Federer scheint Obwalden zum letztenmal 1910 gesehen zu haben und zwar nur auf der Durchfahrt in der Eisenbahn. Er hatte in Sachseln aussteigen wollen, aber das drohende Asthma zwang ihn, direkt nach Zürich zu fahren. Oft kehrt dann in seinen Briefen der Wunsch wieder, seine Jugendheimat noch einmal zu sehen. Aber immer wieder hindert ihn die Krankheit, das Asthma und eine chronische Bronchitis, den Vorsatz auszuführen. Vielleicht hielt ihn, den sensiblen Menschen, auch eine ehrfürchtige Scheu davor zurück, das Paradies seiner Jugend wieder zu betreten.

Ein Jahr vor seinem Tod bekannte Federer in einem Brief an den Landammann von Obwalden, daß er bei seinem Schaffen nie so glücklich gewesen sei wie dann, wenn er obwaldnerische Erde und Menschlichkeit literarisch gestalten durfte. Außer in den autobiographischen Werken und in jenen, die von Bruder Klaus handeln, hat er oft das Lob seiner Heimat gesungen.

Wir bringen im folgenden einige schöne Stellen aus den Werken Heinrich Federers über das Land seiner Jugend, wie er es aus räumlicher und zeitlicher Entfernung in der Erinnerung mit dem Herzen wieder erlebte.

«Obwalden erscheint geographisch genommen als eines der einfachsten Ländchen im Schweizerland. Vom Alpnachersee geht es zwischen zwei Bergseiten am Flußgelände der Aa zum Sarnersee hinauf. Hinter diesem von leiser Schönheit und Freude beseelten Wasser klettert der Kanton die Terasse des Kaiserstuhls empor, atmet noch einmal auf dem Lungerer Boden ordentlich auf, schöpft auch eine Handvoll grünen Alpensee und endet dann an der zweiten Terasse, dem Brünig, ziemlich ruhmlos. Denn das ist nicht einmal ein Berg oder Hochpaß, sondern nur ein Hügelsattel zwischen Berner Oberland und Unterwalden.

Auch die Berge rechts und links beim Landaufpilgern — der Pilatus ausgenommen, der bereits wie eine dunkle Warnung am Eingang steht — sind kaum Zweitausender, richtige Voralpen. Von den Dörfern an der Straße steigen sie in saftigen Obsthalden zum Tannenwald empor. Sowie über dem Nadelholz der Atem ausgeht, setzt sich kräftige Alpweide bis unter die Gräte fort. Es sind wunderbar stille, gute, freundliche Berge. Sie zeigen ein fast menschliches Gesicht. Die westlichen haben eher Hügelcharakter. Die östlichen wachsen freilich schroffer auf. Man merkt, daß hinter ihnen das Land der Gletscher liegt.

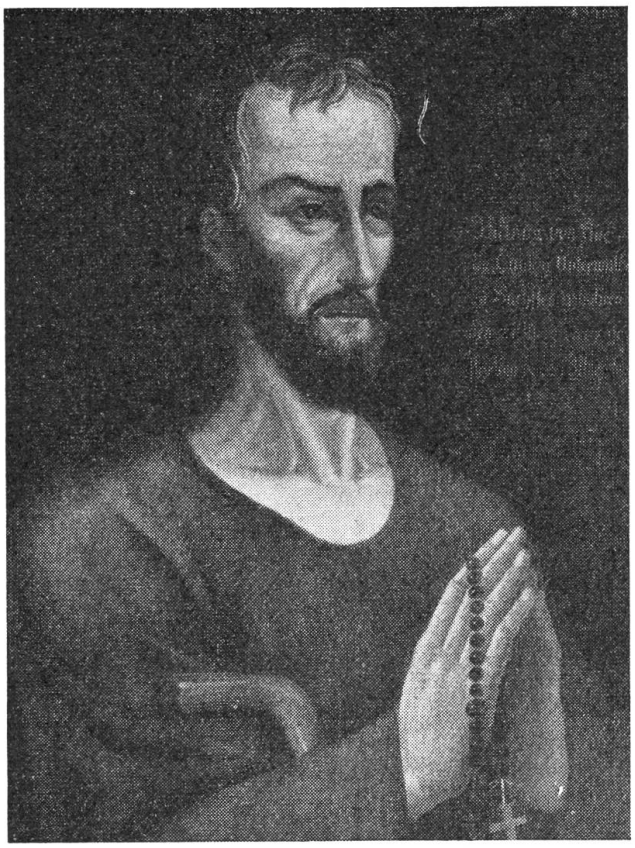
Eine harte Unregelmäßigkeit gibt es aber in dieser melodischen Welt doch. Links den

Wassern entgegen tut sich hoch oben am Bergwald der enge Riß eines Seitentales auf. Aus seinem Hintergrung dräut die graue, wilde Felsenhoheit des Geißberges gen Himmel und wirft einen ersten heroischen Schatten in die Harmonie des Haupttales hinaus. Und diesem Schatten nach nagt und frißt sich gleichzeitig die Melchaa in tiefen Kesseln aus dem Hochtälchen in die Seeflur hinaus. Damit kommt bereits etwas Tragisches ins scheinbar so lyrische Idyll.

Und so trügt es, Obwalden als ein Land der reinen Sanftmut und aufgelösten Harmonie zu besingen. Es hat zwei Gesichter, das ruhige, besonnene, stillfrohe Tal- und Dorfgesicht, das der Fremdling meist allein sieht und wornach er urteilt, und das Melchaagesicht, das temperamentvolle, dramatische, tragische, das man nicht jedem auf der Straße feilbietet, sondern im Schatten des Filzhutes und in einer steifen, bäuerlichen Starrheit vor den andern und sogar vor sich selbst versteckt.»

«... Obwalden, meine unvergleichliche Jugendheimat. Es ist das schönste Voralpenland, das ich kenne. Am stillen Zipfel des Vierwaldstätter Sees zwischen Pilatus und Stanserhorn beginnt es und zieht sich als grünes Tal, rechts und links von waldigen Zweitausendern beschirmt, zum Sarner See, einem Idyll ohnegleichen, und dann die Hänge hinauf zum düstern Lungerer Alpensee und weiter auf den Sattel des Brünig. Hier gucken ihm die Ewigschneeberge des Berner Oberlandes über die Achsel. Da zieht es sich fröstelnd in seine warme, von Föhn und Alpenwassern und Legenden durchrauschte Mulde zurück, das liebe, rassige, gelassene Obwalden.

«Das Ranfttobel hat sich bis auf unsern Tag nicht stark verändert. Es wird im nordwestlichen, minder steilen Zugang ein wenig abgeholzt worden sein. Aber noch immer macht es auf den ahnungslosen Pilger einen überraschend wilden Eindruck, wenn er aus den Obstbäumen des Flüelihanges mit seiner milden, stillen, leisträumerischen Aussicht über das Obwaldnertal und seinen See hinunter plötzlich in dieses enge Gebirgsloch sinkt, wo alle Weite und Holdseligkeit der Menschenlande von der Wildnis spurlos



Bruder Klaus
nach einem zeitgenössischen Bild eines unbekannten Künstlers

aufgeschluckt erscheint. Die Melchaa kommt aus einer engen, schwarzen Klamm hervor, läuft einige Minuten breiter durch die Berglichtung des Ranft und verschlüpft sich wieder in einer noch engern Klamm. Das rechte Ufer gegenüber der Einsiedelei steigt gewaltig jäh in Runsen und zerrauften, lehmig-schiefrigen Wänden, über die stete Wässerchen spülen, in fast schwindelnder Höhe zu abschüssigen Bergwiesen, dunkelm Wald und den Gräten des Kernserwaldes empor. Einsam und wie ein grauer Geist der Vorzeit schaut dort hoch vom schwarzen Tannenbord der sogenannte Heidenturm mit dem uralten Sankt Niklausenkirchlein in die Tiefe. Aber noch vielgewaltiger ragt aus dem Hintergrund, im Senkel der Sachsler und Kernser Höhen, die Gruppe des Geißberges wie eine wohlgeformte und beschirmte Felsenfestung in den blauen Obwaldnerhimmel. Sie gleicht dem Alpsteinmassiv, aber ist mächtiger und geschlossener zu schauen und atmet wirklich nichts als graue Ewigkeit.

So sieht der Ranft mit Kapellen und Bruderklausenhüttchen noch heute aus, und noch heute hört man dort keine andere Stimme als das schwere, breite Rauschen der Melchaawasser. Nie habe ich eine schönere ergreifendere Orgel der Natur spielen hören. Alle andern Schweizerbäche, große und kleine, so fein, so klassisch, so heroisch sie singen, bleiben doch immer profane Sänger gegen den ehrwürdigen Choral dieses Bruderklausenflusses. Seine Noten brausen unvergeßlich durch meine Seele.»

«Du Erde so rassiger Menschen»

Als Federer begann, seine Jugend literarisch zu gestalten, waren viele von den Menschen, die durch seine autobiographischen Bücher schreiten, nicht mehr am Leben. Und als er das letzte Erinnerungsbuch schrieb, waren sozusagen alle tot. Für Einzelheiten dieses Buches — Personen, Ereignisse, Ausdrücke — besprach er sich oft mit dem um mehr als zwanzig Jahre jüngeren Sachsler Josef Omlin, der damals als Pfarrer in der Zürcher Diaspora wirkte.

Wir kennen die fast berühmt gewordene und hundertmal abgeschriebene Charakterisierung des Obwaldners durch Heinrich Federer, die nahezu den Wert eines Dogmas bekommen hat und natürlich auch auf viele andere Menschen zutrifft: *«Er besitzt eine heitere und gemütliche Überlegenheit und eine ruckweise, magische, trotzige Kraft. Hinter seiner Langsamkeit steckt viel Angriffslust, hinter seinem Zurückhalten viel Leidenschaft.»* Federer glaubt und man mag diesen Glauben teilen, daß der Obwaldner *«durch angeborene, fast an Schlauheit grenzende Klugheit und durch eine gewisse Askese des Willens»* zur Harmonie der widerstrebenden Kräfte gelangt sei. *«Der Obwaldner weiß zur rechten Zeit zu sagen: Genug!»* Wenn Federer hier den schlauen und bedächtigen Obwaldner mit dem geistig lebhaften und sanguinischen Nidwaldner vergleicht, dann beruft er sich dabei auf Aloys Businger statistisches Werklein über Unterwalden, wo erstmals der zurückhaltende Obwaldner dem ungestümen Nidwaldner gegenüber gestellt wird.

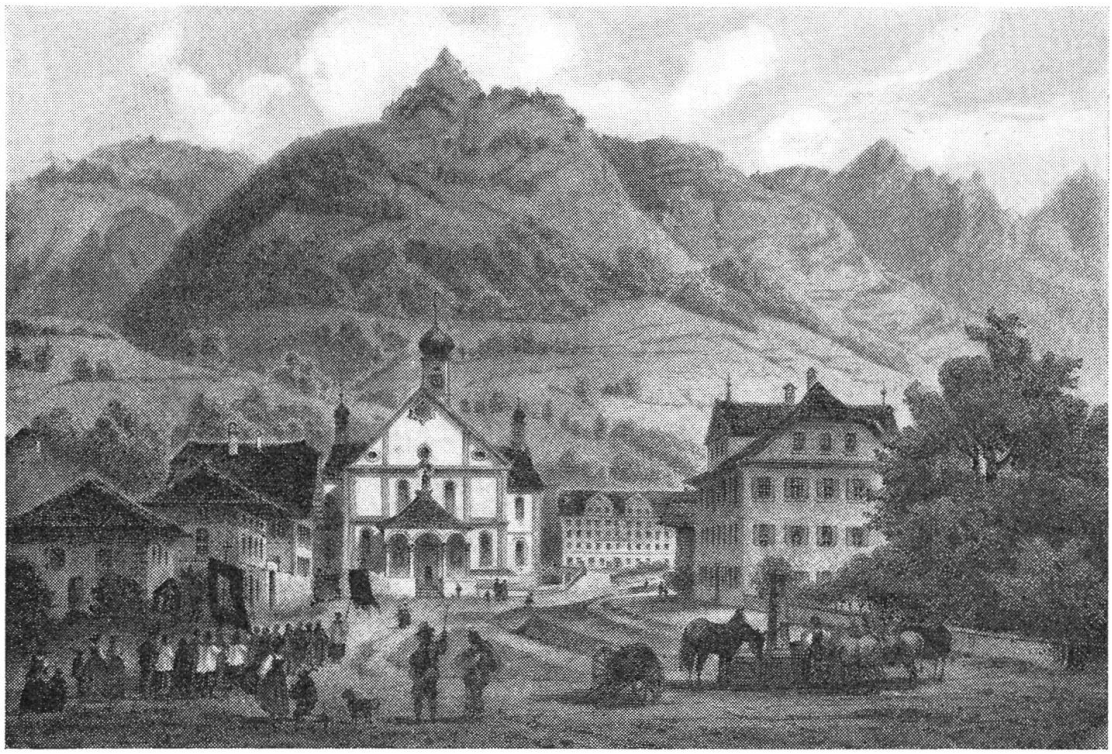
«Obwalden ist voll vom Glanz des Bruder Klaus»

Wenn Heinrich Federer in seinen Werken heimkehrt in sein Jugendland, dann findet er es *«voll vom Glanz des Bruder Klaus».*

«Wie süß und männlich ist die Sehnsucht nach der Kindheit! nach der Wiege! Welch herzhafte Schritte gibt sie dem Sarge entgegen! In diesem Bewußtsein habe ich das ‚Mätteliseppi' geschrieben und in diesem Sinne zwingt es mich, immer wieder ins Bruderklausenland, ins bergschöne Obwalden, zurückzukehren, an seinen stillen See, zu seinen glockenreichen Dörfern, in seine Alpen hinauf und vor allem in jenen wunderbaren Ranft, der halb wilde Schlucht, halb sonniges Versteck und Trostplätzchen ist, und wo der gewaltige Geist des Bruder Klaus noch heute aus seiner Zelle redet.»

Immer, wenn Federer auf den Ranft zu sprechen kommt, überwältigt ihn die Poesie und Andacht der Natur, und seine Sprache erhebt sich zu hymnischer Schönheit. Und nie scheidet er von uns, ohne *«etwas Tannenduft, Melchaarauschen, Gipfelglanz und Bruderklausenfriede»* zurückzulassen. An Weihnachten 1922 schrieb der Dichter an einen befreundeten Menschen seiner Jugendheimat: *«Ich habe nur noch zwei Wünsche: noch einmal ins Sachslerdorf zu kommen, und vielleicht in den Ranft, vor allem das.»*

Es ist wahr: das Erlebnis des Sängers des Sonnengesanges von Assisi hat Heinrich Federer künstlerisch und menschlich bereichert wie kaum ein anderes. Und wohl keine der Bruder Klausen-Erzählungen reicht an «Das letzte Stündlein des Papstes» heran. So ist es verständlich, daß Federer Züge des Bildes, das er in Umbrien vom wunderbaren Bruder Franz gewonnen hatte, auf Bruder Klaus übertrug, den er den «Poverello des Nordens» nennt. Aber er weist sogleich auch auf die großen Unterschiede hin: Franziskus der sorglose, heitere Umbrier, Bruder Klaus der ernste, bedächtige Alemanne. Franziskus der ideale heilige Habenichts, Bruder Klaus der solide, behäbige Bauer. Zur Freiheit der Kinder Gottes haben sich beide durchgerungen, aber jeder ganz auf seine Art.



Sachseln
nach einem Stich von Rohbock ca. 1870

Im Heimweh nach der alemannischen Schweiz gelangte Federer von Franziskus zum lieben besonnenen Heiligen der Heimat. Es ist kein Widerspruch zu seinem Franziskuserlebnis, wenn er in einem 1916 entstandenen Kapitel zur Lebensgeschichte schrieb, er habe sich schon lange gesehnt, Bruder Klaus durch eines seiner Bücher wandeln zu sehen, *«diesen übermenschlichen Menschen, dem ich von den innigsten Stunden des Lebens verdankte.»* Ihm war die gar nicht weiche oder schwärmerische Gestalt des obwaldnerischen Heiligen die Verkörperung dessen, wonach er sich bis zuletzt sehnte: Beruhigung der ungestümen Wünsche der Natur, Friede für Geist und Sinne. Wir wissen, daß Heinrich Federer von seinem unruhigen, armen Vater ein Erbe überkommen hatte, das er nicht einfach mit einem frommen Vorsatz meistern konnte. Er bekennt in seinem Lebensbuch «Am Fenster», daß ihm das Asthma bei seiner hitzigen Natur und der ungeheuren Begehrlichkeit seines Blutes oder seiner Nerven Schranken gesetzt habe, wo die eigene Willensschwäche es nicht vermocht hätte; und er betrachtet dieses Schicksal als «eine vom Himmel gefallene Gottesgüte». Und Bruder Klaus, der ernste, nüchterne Heilige zwischen den Tannen, muß in ihm gewirkt haben wie ein vom Himmel geschickter Engel. An das mochte Heinrich Federer denken, als er bekannte: *«Der Bruder Klaus ist mir in allen geistigen Nöten die beste Hilfe».*

Bei Bruder Klaus hat Heinrich Federer die Kunst des Betens gelernt. Das bekannte Gebet Bruder Klausens *«Mein Herr und mein Gott»* nennt er das *«kleine Riesengebet, das nach dem Vaterunser gewiß das mächtigste und schönste ist.»* An seinen Freund Hermann Kutter schrieb er: *«Kennen Sie das Gebetlein von Bruder Klaus? Das lieb ich sehr. Es ist eines der tiefsten, großartigsten, aber auch einschneidensten. Ich glaube noch nicht, daß ich es richtig bete, mit der vollen, frohen Übernahme der Konsequenzen. Aber ich möchte dazu gelangen.»*

Wir glauben, an jenem Landsgemeindesonntag 1928, als Heinrich Federer ins ewige Leben einging, stand nicht St. Petrus an der Himmelspforte, sondern *«ein schö-*

ner langbärtiger Mann im braunen Eremitenrock, der Held und Heilige des Vaterlandes, Bruder Klaus von Flüe».

Das Erscheinen des monumentalen Quellenwerkes über Bruder Klaus von Dr. Robert Durrer:

«Wie oft bin ich als Knabe in die Melchaaschlucht zur sonnverbrannten Zelle hinuntergestiegen und habe noch nach vier Säkula den Odem eines außerordentlichen Geistes alldort verspürt! Tapfere, helle Überlieferung, fromme Legende und sichere Urkunde redeten da zusammen, malten Szenen seines Lebens an die Wände, füllten die junge Seele des Pilgers mit ehrfürchtigen Schauern, und die blauen und grauen Berge hoch über mir und die alten Tannen hinter der Kapelle und der rauschende Fluß im Tobel bezeugten jedesmal feierlich: ja, so war Er, so bleibt Er, Amen!»

Dr. Robert Durrer hat mit seinem kritischen Quellenwerk den Weg zu einer neuen Sicht freigemacht und in seinem klassischen Vorwort ein abschließendes, aus den Quellen gewonnenes Bild geboten. Der Dichter Heinrich Federer hat das Bild des Forschers um wertvolle Züge bereichert und vertieft. Er sucht Bruder Klaus in seiner gesunden, echten Menschlichkeit zu sehen:

«Nein, sicher war er der ins ganz Große geschnittene, aber echte Obwaldner, mit der gesunden Lebenslust und Sinnenfreude (wenn auch der mitspielenden leisen Melancholie) des Sarnersees, aber auch mit der tiefen Spaltung und seelischen Tragik der Melchaa, wenn ich es bildlich so bezeichnen darf, eine Kraft- und Doppelnatur, in der Diesseits und Jenseits, Erdenschwere und Ewigkeitsschauer, reelle, tatenlustige Welt und ideales Gottestum sich stritten ... Er sah in unendliche Zeitlosigkeiten mit urweltlichen Bildern und molk dann wieder mit Behagen seine schönen braunen Kühe und striegelte seine Gäule und lud das wohlgeratene Emd in die Tenne. Er war ein Dichter und ein Realist. Unglaublich fein und sinnig sind seine Visionen. Aber bei aller Tiefe besitzen sie durchaus bäuerliche Plastik, und Rinder und Rosse und Ackerblumen und Milch und Bienenhonig und das gute Brunnenwasser seiner Heimat spielt darin. Wie andere edle Jünglinge, wie seine Kameraden Erni Rohrer und Erni Anderhalden, träumte auch er vom weiten Geviert seines Heimwesens, von Schwingetkränzen, Ratsstuben, Lorbeeren der Feldwaffe; aber darein mischten sich die Psalmen Davids, noch mehr das Buch Job und der aschenstreuende Prediger, und Gedanken an Weltflucht und Alleinsein mit dem Reinsten und Erhabensten besuchten ihn verstohlen, und verstohlen ging er oft Tage und Nächte zu zweit mit ihnen. Seine eigentliche Natur und Gnade war: Mystiker.» — Und weiter vertritt Federer mit dem natürlichen Sinn für die Wirklichkeit, *«daß Niklaus ein durch und durch gesunder, normaler, den Schlingen der Psychiater unerreichbarer junger Mann gewesen sein muß, den eine echte Freude am bäuerlichen Eigentum, an der ökonomischen Wirtschaft, am Politisieren in Dorf und Kanton erfüllte; daß er wie ein sinnengesunder, naturhafter Jüngling fühlte und im Reifen der Mannbarkeit das Gatten- und Vaterglück nicht nur als etwas Menschenköstliches, sondern auch just seinem Wesen höchst Zukömmliches empfand.»*

In seinem letzten Buch «Am Fenster» schildert Federer einen seiner ersten Pilgergänge in den Ranft. Und so kehrt er als Pilger im Geiste noch einmal zurück in «jenen wunderbaren Ranft», nach dessen Stille er sich zeitlebens gesehnt hatte:

«Es ist einem bei diesem Hinuntersteigen in den Bruderklausen Ranft, als sei man in eine andere, der Ewigkeit ganz nahe Welt geraten. Man fühlt noch etwas vom Atem und Geist des Eremiten hier, verschlafene edle Gefühle erwachen, Eitelkeiten zerstieben, große Ziele klären sich, die Seele bekommt Schwung und oft einen begeisterten Imperativ, aus dem gar zu Menschlichen sich wieder mehr ins Göttliche zu vertiefen, kurz, dieser Ranft ist für den rechten Sinn ein rechtes Heil.»

Auszug aus der gleichnamigen Veröffentlichung von Dr. P. Rupert Amschwand, Benediktiner, in der «Sarner Kollegi Chronik», die zum 100. Geburtstag Heinrich Federers am 6. Oktober 1966 erschienen ist und als Sonderdruck in sorgfältiger, bebilderter Ausstattung zum Preis von Fr. 3.— beim Kollegium Sarnen bezogen werden kann.

J. v. M.